

Deutsche Wacht

erscheint jeden Donnerstag und Sonntag morgens und kostet für Cistl mit Zustellung in's Haus monatlich fl. — 56, vierteljährig fl. 1.50, halbjährig fl. 3.—, ganzjährig fl. 6.—. Mit Postverendung vierteljährig fl. 1.60, halbjährig fl. 3.20, ganzjährig fl. 6.40. Die einzelne Nummer 7 kr. Inserate nach Tarif; bei öfteren Wiederholungen entsprechender Rabatt. Auswärts neuzen Inzerate für außer Blatt alle bedeutenden Anzeigen Expeditionen des In- und Auslandes an Redaction und Administration Hauptplatz 104. Erreichungen des Redacteurs täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, von 11—12 Uhr Vorm- und 3—4 Uhr Nachmittags. — Reclamationen vortheilhaft. — Manuscrite werden nicht zurückgegeben. — Annahme Aufgebunden nicht verächtlich.

Nr. 3.

Gisli, Donnerstag den 10. Jänner 1889.

XIV. Jahrgang.

Gisli, 9. Jänner.

Zu allen Zeiten, bei allen Völkern und in allen Ländern war es so, daß diejenige Klasse, welche mit dem unerforschlichen Jenenseits im Verkehr stand und dem Bedürfnisse des Menschen nach der Begründung des Lebenssinnes entgegenkam, eine Herrschaft ausübte, die an Stärke und an Nachhaltigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Diese Herrschaft vollständig zu brechen, wird nicht gelingen, so lange der Mensch die Schwäche hat, sein Schicksal als das Ergebnis unfassbarer Fügungen anzusehen und so lange er nur mit Schreden seines Endes zu gedenken vermag. Aber die Macht der Träger jener Herrschaft kann durch die freie und verständlich geleitete Schule doch wesentlich eingeschränkt werden, und wenn dies auch noch überall gelingen wollte, so dürfen die wahren Freunde des Volkes doch nicht davon ablassen, die Lösung dieser Aufgabe immer wieder zu versuchen. Es ist nur die Frage, ob der Staat als solcher ein Interesse haben kann, die Herrschaft der Geistlichkeit anrecht zu erhalten.

Dort, wo die Hierarchie ihre Spitze im Staatsoberhaupt selber hat, mag die staatliche Gewalt in der Macht der Geistlichkeit eine ihrer vornehmsten Stützen finden und sie demnach auch mit Sorgfalt pflegen. Wo dies aber nicht der Fall ist, wo die Linien der hierarchischen Figuren nicht auf dem eigenen Staatsoberhaupt zusammenlaufen, sondern sich in einem außerhalb des Landes gelegenen Punkte vereinigen, da kann dem Staate an der Erhaltung jener Macht nicht nur nicht gelegen sein, sondern er muß — so sollte man meinen — die Einschränkung der selben sogar lebhaft wünschen. Sie ist ja derselben sogar lebhaft wünschen. Sie ist ja ein Rivale der weltlichen Gewalt, und nachdem

bei den heutigen Zeitläuften ein gemüthliches Einvernehmen zwischen den beiden Nebenbuhlern, ein Einvernehmen wie es einstmalig bestand, fast undenkbar geworden ist, so muß der Rivale, der ja unter Umständen recht unbequem werden kann, eben möglichst geschwächt werden. Denn es könnte ja dervaleinst geschehen, daß die Geistlichkeit, statt den Frieden zu predigen und statt in dieser Beziehung mit leuchtendem Beispiele voranzugehen, in der nationalen Politik ihr Heil findet und daß sie die Völker zum Kampfe gegeneinander best, statt die Entschacht zu erhalten; es könnte geschehen, daß sie, bewußt oder unbewußt, die Interessen eines auswärtigen Gegners der Monarchie fördert und statt den Staat zu stützen, ihn untergräbt; es könnte geschehen, daß die geistliche und die weltliche Macht, wie das ja schon vorgekommen sein soll, in Widerspruch und Widerstreit gerathen, und daß der Staat, wie dies ja ebenfalls schon vorgekommen sein soll, bei Herstellung des Friedens die Kriegskosten bezahlen muß.

Die Geburt der Constitution hat in Oesterreich eine Einschränkung des Einflusses der Geistlichkeit gebracht. Aber diese Einschränkung war sehr mäßig, denn sie beschränkte sich auf die Volksschule und die größeren Städte. Auf dem Lande behielt der Pfarrer nach wie vor das Wort in der Hand, und er ist noch heute in der Lage, die Bevölkerung seines Sprengels nach Belieben für Dieses oder Jenes zu begeistern und zu Kundgebungen in diesem oder jenem Sinne fortzureißen. Selbst in deutschen Ländern, in Obersteiermark, in Oberösterreich, besonders aber in Tirol ist die Macht der Geistlichkeit noch eine absolute, und die Versuche, sie zu beugen, sind schlecht geglückt. Wie es aber in den von Slaven bewohnten Landesthei-

ten aussieht, wissen wir Alle zur Genüge, denn wir sind ja unangelegentlich Zeugen des maßlosen Einflusses, welchen die Pöpstläne zum Schaden der ruhigen deutschen Bürger ausüben.

Man war aber, wie gesagt, auf dem besten Wege, den Staat wieder in seine vollen Rechte einzusetzen. Wenn man fortgefahren wäre in der Zurückdrängung der Geistlichkeit, man würde mit der Zeit das Volk vollständig emancipirt haben, und dies wäre nicht allein für das Volk selbst, sondern mehr noch für den Staat vom größten Vortheile gewesen. Aber wie das bei uns schon so gebräuchlich ist, ließ man die als nützlich und als nothwendig erkannte Arbeit stehen, kaum sie noch ordentlich in Angriff genommen war, und jetzt, da die Clerikale, die, wenn es ihr Vortheil erheischt, mit den Gegnern der Staatseinheit den Bruderfuß tauschen, Obervasser haben, jekt denkt man sogar daran, einen Theil der Macht wieder zurückzugeben, die ihnen in besseren Tagen abgenommen worden war. Die Regierung, der die Erhaltung der Staatsgewalt vor Allem am Herzen liegen sollte, bietet ihre Hand dazu, und vielleicht schon in wenigen Wochen wird ein von ihr ausgearbeitetes Volksschulgesetz vorliegen als ein sprechender Beweis für den gewaltigen Einfluß, den die Clerikal n wieder errungen haben. Wir fürchten, daß uns da neuerdings Gelegenheit werden wird, die Synnact der Opposition bitter zu beklagen.

Kundschau.

[Der neue Linzer Rüdiger] heißt in der That Franz Doppelbauer. Die „Wiener Zeitung“ veröffentlichte letzten Samstag dessen Ernennung, und im clericalen Lager herrscht darob heller Jubel.

Ein neues Bild Siemiradzki's.

* Am 18. December benachrichtigten die Journale Rom's das Publikum, es sei im Atelier Siemiradzki's sein neuestes Bild, „Phryne“, ausgehellt. Da wanderte ich nun Tags darauf nach dem entlegenen Billino des Künstlers, ganz am Ende der Via Gaeta. „Phryne“ zeigt sich dem Volke bei Gelegenheit der Poseidonien (Neptunfeste) in Cleusis als Venus Anadomene.“ So lautet der ansführliche Titel des Bildes.

Die vielgenannte „Phryne“ war bekanntlich aus Thespia in Bötien gebürtig und hieß mit ihrem wahren Namen Mnesearete. Sie war arm und freitete in ihrer Jugend das Leben durch den Verkauf von Rappern. Sie muß wohl früh nach Athen gekommen sein. Dort gewann ihre Schönheit bald großen Ruf. In Cleusis wurden nun im sechsten Monate des griechischen Jahres große Feste zu Ehren des Poseidon gefeiert. Bei dieser Gelegenheit stieg Phryne angesichts des gerade am Strande versammelten Volkes aus dem Meere, wo sie gebadet hatte, heraus, und verweilte einige Zeit vor den bewundernden Augen der Menge im Glanze ihrer unverhüllten Schönheit, die feuchtesten Haare trocken windebt. Nach Angabe der Historiker sollen nun Praxiteles und Apelles zugegen gewesen sein. Praxiteles war so von ihrer Schönheit ergriffen, daß er sofort ihr

Bildnis ausführte, welches im berühmten delphischen Tempel ausgestellt wurde als Venus-conterfei. Apelles soll nach ihr seine Aphrodit Anadomene gemalt haben.

Praxiteles liebte die schöne Hetäre. Ein Marmorbildnis der Phryne, welches er ihr geschenkt, gab sie ihrer Vaterstadt, wo es im Theater des Gros neben einer Venus desselben Künstlers und seinem Gros ausgestellt wurde.

Die Frauen von Mnesearetes's Metier pflegten, wenn sie jene Carriere antraten, einen anderen Namen anzunehmen. Auch jene hat wohl mehrere Spott- oder Beinamen gehabt, die sie aber nicht selbst gewährt. Sie hieß Phryne, von Phryno = Kröte, weil sie blaß war. So erzählt Plutarch. Auch Sestos hieß sie, was so viel als „die Sieberin“ sagen will, weil sie nämlich ihre Anbeter so lange im Siebe schüttelte, bis nichts Gutes mehr von ihnen zu haben war. Manigelos hat man sie auch genannt: die Weinend-Lachende. oder: Thränen und Lachen, wohl weil die Anbeter zuerst durch ihren Reiz erfreut und zuletzt über den Verlust ihres Vermögens weinten, welches sie für sie geopfert hatten.

Geistreich mag die bleiche Schöne gewesen sein, wie übrigens die meisten Hetären. Ein geiziger Anbeter sagte einmal zu ihr: „Du bist eine Venus des Praxiteles“, worauf sie antwortete: „und Du ein Gros des Phidias“. Praxiteles will auf griechisch einen Abgabener-

heber sagen, und Phidias (wie eigentlich Phidias auf griechisch lauter) ein Mensch, der spart. Es lagen Alle zu ihren Füßen. Sie war bald zu ungeheurer Reichthum gelangt. Doch war sie nicht Jedem hold, und auch darüber weiß die Geschichte mancherlei zu berichten. Natürlich hatte sie auch Feinde. Cuthias, der sich schon mehrmals als gemeiner Denunciant hervorgethan, klagte sie, zugleich mit einem anderen Denuncianten, an, im Lyceum freche Aufzüge gehalten zu haben, um die Epheben, die dort ihre gymnastischen Übungen hielten, zu verführen; daß sie den Kultus eines fremden Gottes eingeführt habe; daß sie eine gesetzwidrige religiöse Verbrüderung von Männern und Frauen gegründet, die auf schlimme Dinge absehe. Hyperides, ein berühmter Redner, der in intimer Verhältniß mit ihr gestanden, nahm sich ihrer an. Wem ist nicht das Gemälde Gerdme's bekannt, welches das Gerücht der Helia vorstellt, als Hyperides, auf den Effect auf die Richter rechnend, Phryne plötzlich enthüllt. Aber so ging es in Wahrheit nicht her. Hyperides merkte gegen Ende seiner Rede, daß er den gewünschten Eindruck auf die Richter nicht erreicht hatte, da ließ er Phryne vor das Gerücht treten, löste ihr das Gewand auf der Brust, ausruhend: die Richter mögen nicht die Priesterin der Aphrodite dem Verberben weihen; zugleich zerfloß Phryne in Thränen und rief die Milder der Richter an. Diese wollten nicht auf sich die

[Die deutsche Sprache.] In Ungarn hat der Unterrichtsminister Graf Gafsy im Interesse der deutschen Sprache an die Leitungen der Mittelschulen einen energischen Erlaß gerichtet. Er konstatirt, daß das Lehrziel aus der deutschen Sprache nicht an allen Anstalten erreicht wird, betont die Wichtigkeit der Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur auch vom kulturellen Gesichtspunkt und ordnet an, die Intensität des Unterrichtes zu steigern und bei Klassifikation von der vierten Klasse an mit der größten Strenge vorzugehen. In den oberen Klassen muß die Weisung, der gemäß die deutsche Vortragsprache beim Unterricht des Deutschen benützt werde, aufs Strengste beobachtet werden, wofür die Direktoren verantwortlich gemacht werden. Die Maturitätsprüfung aus dem Deutschen muß in deutscher Sprache abgelegt werden; in den Gebirgen, in welchen die deutsche Sprache im Umgang selten gebraucht wird, muß die Zahl der deutschen Lehrstunden vermehrt werden.

[Ein Diplomat als Spion.] Der Held des Tages ist gegenwärtig Sir Robert Morier, der britische Votschafter in Petersburg, von welchem die „Rulische Zeitung“ vor einigen Wochen behauptete, Bazaine habe im August 1870 die erste Nachricht von dem Abmarsche der deutschen Truppen gegen die Mosel über London erhalten, wofür Sir Robert Morier, damals britischer Geschäftsträger in Darmstadt, diese Bewegung gemeldet hätte. Das war der Anfang der Polemik, in der nun ein Schlag dem andern folgte. In Deutschland veröffentlichte man den vertraulichen Bericht des Majors v. Deines vom Jahre 1886, nach welchem Marschall Bazaine in seiner und des Prinzen Ludwig Solms Gegenwart erklärte, daß er am 26. August 1870 durch ein Telegramm Morier's den bemußten Marsch der Deutschen erfahren habe. Man veröffentlichte gleichzeitig den Brief des Majors v. Deines, ddo. Wien, 12. November 1888, in welchem der genannte Stabs-offizier seinen Bericht vom Jahre 1886 ausdrücklich bestätigt und hinzusetzt, Bazaine habe seine Mitteilung wiederholt und in bestimmtester Weise aufrechterhalten. Dagegen tritt Sir Robert Morier mit einem Briefe Bazaine's auf, in welchem der Marschall entschieden bestrittet, gegen irgend Jemanden eine solche Äußerung gethan zu haben, und die Angabe, er habe eine militärische Nachricht von Morier bekommen, als eine Fabel bezeichnet. Das Böse an diesem Briefe liegt nun darin, daß er in einem französischen abgefaßt ist, so schlecht, daß er absolut nicht aus der Hand Bazaine's stammen kann und daß es demnach nahe liegt, ihn für apokryph

zu halten. In Deutschland wird es überhaupt wohl nicht viele Leute geben, welche es bezweifeln, daß Morier in der That begangen, wessen er von Berlin aus beschuldigt wird. In England betrachtet man dagegen den Vorwurf als Verleumdung, und der Unwille, der John Bull darüber erfaßt hat, ist so tiefgehend, daß eine Trübung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und Deutschland ernstlich befürchtet wird. Was den britischen Stolz am meisten verletzt hat, ist die schroff ablehnende Antwort, mit der Graf Herbert Bismarck ein in gereiztem Tone gehaltenes Schreiben Morier's erwiderte, in welchem das Anfinnen gestellt wurde, die in Rede stehende Beschuldigung in der „Norddeutschen Allg. Zeitung“ widerrufen zu lassen. Es ist klar, daß das Ganze darauf hinausläuft, den britischen Votschafter in Petersburg, der am russischen Hofe gegen Deutschland intrigirt, unmöglich zu machen, und die „N. Fr. Pr.“ dürfte demnach wohl einen Fehlschuß gethan haben, als sie vermuthete, Fürst Bismarck werde schließlich vor England doch zum Kreuze kriechen.

[Fürst Bismarck] hat am Neujahrstage nicht allein von elf deutschen Bundesfürsten, sondern auch von den Kaisern Franz Josef und Wilhelm Glückwunsch-Telegramme erhalten. Der Letztere richtete an den Kanzler überdies folgenden Erlaß: „Lieber Fürst! Das Jahr, welches uns so schwere Heimtuchungen und unerföhrliche Verluste gebracht, geht zu Ende. Mit Freude und Trost zugleich erfüllt mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in ein neues Jahr eintreten. Vom ganzen Herzen erlebe ich für Sie Glück und Segen und vor Allem andauernde Gesundheit. Ich hoffe zu Gott, daß es mir noch recht lange vergönnt sein wird, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken.“

[Die Aufschriftung Puttkamer's.] Die That, daß dem früheren preussischen Minister des Innern, Herrn von Puttkamer, der Schwarze Adler-Orden verliehen worden ist, wird in allen Blättern besprochen und als ein außerordentlich bemerkenswerthes Ereignis behandelt. Auch bei diesem Anlaß gibt sich eine scharfe Gegenfährlichkeit der Auffassungen und Auslegungen zu erkennen, die durch die Verschiedenheit des politischen Standpunktes bedingt ist. Die freisinnige Presse erblickt in der Ordensverleihung das Anzeichen einer Demonstration, welche den Zweck habe, zu bekunden, daß die Regierung und der Monarch der Politik des Herrn v. Puttkamer ihren Beifall bezeigen. Die Freunde des Herrn Puttkamer, die Rechtsconser-

vationen, deuten an, daß sie darin eine Missbilligung der plötzlichen Entlassung des Herrn v. Puttkamer erblicken; die Mittelparteier dagegen fassen den Vorgang lediglich als einen höchsten Act auf, in welchem sich die Anerkennung treuer Pflichtübung und eifriger Dienstbefähigung ausdrückt. So legt sich Jeder die Sache in der Weise aus, die ihm politisch am angenehmsten ist.

[Der Prozeß Gelfen] ist auf Grund eines Beschlusses des Reichsgerichtes eingestellt und Gelfen in Freiheit gesetzt worden.

[Der österreichische Votschafter am italienischen Hofe, Freiherr v. Bruck] hat vom Könige Humbert das Großkreuz des Mauritius- und Lazarus-Ordens erhalten. Es ist dies ein Symptom, dessen Bedeutung wohl gewürdigt werden wird.

[Die Thronrede König Milana's.] In der beim Schlusse der großen Skupschina vom König gehaltenen Thronrede zog derselbe zunächst eine Parallele zwischen der Zeit, welche dem Untergange des Saates vor 500 Jahren vorausging und der Gegenwart. Damals hätten die Parteizwürfnisse den Untergang herbeigeführt; dieselben seien auch vorhanden gewesen, als er die Proclamation an die Bevölkerung gerichtet habe, durch welche er sich und sein Volk vor die Aufgabe stellte, das serbische Staatswesen durch eine neue Verfassung auf eine unererschütterliche Grundlage zu stellen. Indem der König und die Nation hierdurch dem Vaterlande gegenüber eine heilige Pflicht erfüllten, hätten sie gleichzeitig das Recht des serbischen Volkes auf ein selbstständiges Staatsleben gebilligt und die Sympathien gerechtfertigt, welche die freien civilisirten Nationen und deren erlauchte Herrscher einem selbstständigen Staatsleben entgegenbrächten. Indem der König seinem Volke eine neue Verfassung verleihe, kröne er das Werk der Unabhängigkeit Serbiens und entspreche den Traditionen seines glorreichen Großvaters, des Helden von Rakova, des Fürsten Milosch. Nachdem der König sodann die Verfassung unterzeichnet hatte, fuhr er fort, daß es sein Hauptziel stets gewesen sei und noch sei, Serbien auf die Stufe eines modernen Culturstaates zu erheben. Hierauf gab der König einen Ueberblick über seine bisherige Regierungzeit. Die ersten zehn Jahre seien der Unabhängigkeit Serbiens gewidmet gewesen. Diese Epoche sei mit der Erfüllung jenes internationalen Vertrages abgeschlossen worden, welcher die Unabhängigkeit Serbiens anerkenne. Wenn irgend Jemand, so können Serbien und sein König offen behaupten, daß sie zuerst und am allergewissenhaftesten die Bestimmungen jenes Berliner Vertrages erfüllt hätten, welcher auch

der Phryne steigen zum Meere nieder, ihre Juwelen und Salben tragend. Auf der niederen Mauer, die den Strand begränzt, steht auf marmorernem Postament ein Dreifuß mit Blumen geschmückt. Ein junger Mann und ein Mädchen nehmen diese Blumen, um sie vor die Füße der Phryne zu streuen. Das Meer mit seinen naturfarbigen und smaragdgrünen Tönen, wie sie nur Griechenland und Italien aufweist, bildet den Hintergrund links, begrenzt von einer gegenüberliegenden Reihe von felsigen Höhen. — Das Gemälde mag drei Meter in der Breite und sechs in der Länge messen. Die Figuren sind in natürlicher Größe gehalten.

Beantwortlichkeit laden, ein so herrliches Gebild, das nur die Götter geschaffen haben konnten, zu vernichten. Sie sprachen Phryne frei. Die Anklage war nämlich eine solche, die nach dem attischen Gesetze die Todesstrafe forderte.

Wie Phryne geendet, sagt uns die Geschichte nicht, wie wir überhaupt von den berühmteren Hetären wenig wissen, da die Werke des Apollodors, des Antiphanes, Kallistratus, Aristophanes von Byzanz, Ammonius und Georgias, die das Thema ausführlich behandelt haben, verloren gegangen.

Siemiradzki stellt uns nun in seinem Bilde eine turbbemessene Strecke des Meerufers bei Cleusis vor. Rechts vom Zuschauer, auf einer kleinen Anhöhe ein Tempel, zu dem ein Treppenaufgang führt. Um die Umfassungsmauer des Heiligthums schreitet ein Zug von Frauen, Canephoren, Götterbildnisse und Opfergeräth tragend. Auf der Esplanade vor dem Treppenaufgang sieht man das Bildnis des Poseidons aus Erz von vier Männern getragen. Von dort bis nahe an den Strand stehen verschiedene Gruppen von Menschen, Phryne voll Bewunderung anschauend und in laute Beifallsäußerungen ausbrechend. In der Mitte des Bildes steht Phryne, dem Zuschauer zugewendet. Ihre Frauen haben ihre das Gewand abgenommen. Nur ein goldenes Band hält noch einen weißen Linnen auf der rechten Hüfte fest. Eine ihrer Frauen löst vom schönen linken Fuße der

Herrin die mit blauen Bändern befestigte Sandale. Die andere Sandale liegt schon in einem daneben stehenden Gefäße, wo auch der eine Flügel, der Bogen und der Köcher liegen, mit welchen eine andere der Frauen Phryne's einen Knaben zu schmücken im Begriff ist, welcher bei der Vorstellung der Venus Anadymenes mitwirken soll. Der Künstler hat nämlich angenommen, Phryne gebe eine Art religiöser Vorstellung, wie sie bei den Mythen oft vorkamen. Mit der rechten Hand thut Phryne die Haare an dem Hinterkopf auseinander. Links löst ein Mädchen der Herrin lange wallende Haare an in eine breite Fluth. Eine andere Dienerin steht rechts von Phryne, hält die schon abgestreiften Gewänder auf dem Arm und scheint auf das letzte zu warten, welches noch der Herrin Hüfte farg bedeckt. Noch weiter hinten hält eine Andere einen Schirm empor, um die Sonne abzuhalten. Den Hintergrund der Gruppe bildet eine Platane. Raum drei Schritte entfernt, rechts von Phryne, führen zum Strande einige Staffeln, die eine Dienerin eben mit einem Teppich belegt. In der Ecke des Bildes, links vom Zuschauer, eine Gruppe von Männern, die gleichfalls Phryne bewundern, darunter ein wahrscheinlich vor Kurzem mit dem Lorbeer gekrönter Dichter, mit der Linken die Lyra stützend. Ein alter Graubart, in weißem Gewande, vielleicht ein Philosoph, steht Phryne mit zwinckenden Augen an, halb begebend, halb seine grauen Haare betauernd. Zwei Dienerinnen

der Phryne steigen zum Meere nieder, ihre Juwelen und Salben tragend. Auf der niederen Mauer, die den Strand begränzt, steht auf marmorernem Postament ein Dreifuß mit Blumen geschmückt. Ein junger Mann und ein Mädchen nehmen diese Blumen, um sie vor die Füße der Phryne zu streuen. Das Meer mit seinen naturfarbigen und smaragdgrünen Tönen, wie sie nur Griechenland und Italien aufweist, bildet den Hintergrund links, begrenzt von einer gegenüberliegenden Reihe von felsigen Höhen. — Das Gemälde mag drei Meter in der Breite und sechs in der Länge messen. Die Figuren sind in natürlicher Größe gehalten.

In der Gruppierung seiner Figuren hat Siemiradzki die bewährte Meisterschaft gezeigt. Der Ausdruck, den er möchte sagen künftigen Bewunderung, der die Menge der Phryne zollt, ist glücklich gewählt und dargestellt. Das Gefühl für die menschliche Schönheit überhaupt, und für die weibliche insbesondere, war bei den Griechen ein wahrhaft ästhetisches. Die Schönheit wirkte nicht bloß auf ihre Sinne, sondern in höherer Mäße noch auf ihre für das Schöne, Wahre und Gute so empfindliche Seele. Daher sahen sie in dem schönen nackten Mädchen, welches sich in der ganzen Pracht ihrer wunderbaren Reize ihnen zeigte, nicht die Hetäre, sondern das Ebenbild jener Göttin, die, dem Schamme des Meeres entpfeigen, das ewig Schöne verflüchtete.

Der Phryne selbst hat Siemiradzki den richtigen Ausdruck zu geben gewußt; sie steht

heute die Grundlage der politischen Rechtsverhältnisse auf der Balkanhalbinsel bilde, und den unzufriedenen Serbien kein Interesse habe. Das zweite Decennium sei der Arbeit gewidmet gewesen, das patriarchalische Serbien zu einem modernen Rechtsstaate zu erziehen. Eines der Resultate dieser Bestrebungen sei die vorliegende Verfassung. Derauf hob der König die Vorzüge der neuen Verfassung hervor und schloß mit folgenden Worten: „Wenn Ihr die Heimkehr antretet, jaget Allen und Jedermann, daß sich der König von der Skupstina mit dem Rufe verabschiedet habe: Hoch lebe das freie constitutionelle Serbien, hoch die serbische Nation!“

[Die Russifizierung der Ostsee-provinzen.] Die seit einer Reihe von Jahren mit Energie aufgenommene engere Verschmelzung der baltischen Provinzen mit dem russischen Reiche soll in dem neuen Jahre einen großen und wichtigen Schritt vorwärts thun. Neben der Reform der Polizei und des Schulwesens war die Umgestaltung der Gerichtsverfassung in erster Reihe ins Auge gefaßt und die darauf bezüglichen Gesetzentwürfe des Justizministers sind bereits in zwei Sitzungen des vereinigten Reichsrathes der Prüfung unterzogen worden. Den Entwürfen liegt der Gedanke zu Grunde, die Hauptformen der Gerichtsverfassung wie sie in dem übrigen Reiche bestehen, auch auf die drei Ostseeprovinzen auszu dehnen.

[Die Eisenbahn-Katastrophe bei Borki.] In einer Meldung des Londoner Standard aus Petersburg wird die Katastrophe, von welcher der russische Hofzug am 17. October bei Borki betroffen worden ist, ganz unzweideutig als ein nihilistisches Attentat gegen den Czar und dessen Familie bezeichnet. Der neue Untersuchungsrichter hat zu verstehen gegeben, er habe Beweismaterial entdeckt, welches andeute, daß die entlassenen Beamten der Eisenbahn oder einige derselben mit den Nihilisten im Bunde standen, um den mörderischen Vorfall auszuführen. In Folge dieser Entdeckung sollen zahlreiche Verhaftungen stattgefunden haben. — Wie der russische „Regierungsbote“ meldet, hat Kaiser Alexander III. den Beschluß der heiligen Synode genehmigt, wonach der 17. (29.) October als Kirchensfest zur Erinnerung an die Errettung der kaiserlichen Familie bei der Katastrophe von Borki alljährlich in ganz Rußland gefeiert werden soll.

ruhig da, bewußt ihrer Schönheit, aber nicht frech, nicht herausfordernd, sondern beinahe als fühlte sie sich glücklich, Andere durch den ästhetischen Genuß, den sie ihnen bereitet, erfreuen zu können.

Warum Semiradzki es vorgezogen, sie blond darzustellen, hat vielleicht seinen Grund darin, daß er dadurch besser es veranschaulichte, daß sie Venus Anadyomene vorstelle. Welcher Farbe Phryne's Haar und Augen waren, ist nicht bekannt. Unter den pompejanischen Wandgemälden befindet sich eines, in Neapel, welches Phryne mit dem Amor vorstellt. Sie läßt das durchsichtige Gewand, welches ihre Glieder verhüllt und sieht Amor in die Augen, wie um den Eindruck wahrzunehmen, den ihre Schönheit auf ihn macht. Amor's Jüge drücken hohe Bewunderung aus. In diesem schönen Bilde hat Phryne schwarze Haare. Wenn sie so blaß war — worunter jene gelunde matte Blässe zu verstehen ist, die im Oriente so häufig vorkommt — daß man sie danach benannt hat, so muß sie wohl schwarze Haare gehabt haben, wie sie jener unbekannt Künstler gemalt, denn diese Blässe verträgt sich nicht mit der blonden Farbe der Haare. Die blonden Griechinnen haben nicht den weißen Teint der germanischen und slavischen Rassen, sondern einen ebenfalls leicht blonden, gelbigen Ton in der Hautfarbe.

Das Bild geht zuerst nach Petersburg und wird dann in der Berliner Weltausstellung zu sehen sein.

Y. Y.

Correspondenzen.

Cilli, 9. Jänner. [Orig.-Ber.] (Wahl des Ortschulrathes in der Gemeinde Umgebung Cilli.) Letzen Montag, Morgens 9 Uhr, fand eine Sitzung des Gemeinderathes von Rann statt. Auf der Tagesordnung stand als wichtigster Gegenstand die Wahl des Ortschulrathes. Die „slovenischen“ Gentlemen hatten in den Umlaufbogen „verhindert“ eingetragen, was bei dem Umstande, daß man die chevaleresken Manieren dieser Sorte von Leuten genugsam kennt, dazu führte, daß von deutscher Seite Alles herbeikam, um an der wichtigen Wahl theilzunehmen. Man hatte sich in den Erwartungen auch gar nicht getäuscht, denn die Stunde hatte noch nicht geschlagen, und die „Führer“ der „slovenischen“ Minorität waren richtig auch schon da. Man war also nicht überlistet worden, was vorerst den allerbesten Eindruck machte. Herr Dr. Josef Sernek, dessen Naivität in politischen Dingen allgemein bekannt ist, hielt nun, nachdem der Coup mißlungen war, eine sentimental gehaltene Ansprache, in welcher er hervorhob, daß das Amt eines Ortschulrathes ein schweres sei, und daß es Vielen an Zeit gerethen dürfte, die Stelle zu übernehmen; er selbst habe jedoch Zeit genug, und er sei auch bereit, diese Bürde auf sich zu nehmen, woburd die „Minorität“ ein Mitglied im Ortschulrath hätte, was parlamentarischer Brauch sei. Die „Majorität“ befand sich jedoch mit der Ansicht des unschuldvollen Politiker in Widerspruch, dachte wohl auch des „parlamentarischen Brauches“, wie er bei den „Slovenen“ in gemischtsprachigen Corporationen mit „slovenischer“ Mehrheit in Uebung steht, und machte bei allem Respekte für die hingebungsvolle Opferwilligkeit des Herrn Doktors ihn doch nicht zum Ortschulrath, sondern wählte die Herren Anton Marvalt, Franz Jeffernik, Franz Swell, Josef Seebacher und Andreas Zoras, welche das Herz am rechten Flecke haben, und hinsichtlich der Erziehung der Schulkinder vom Lande gewiß das Richtige veranlassen werden. Die übrigen Verhandlungsgegenstände der Sitzung waren von geringem Interesse für die Deffentlichkeit. Wersche, von dessen Affaire im Bezirksgerichte die „D. W.“ bereits berichtete, war wieder anwesend und beahm sich diesmal etwas besser. Man wundert sich übrigens, daß Wersche, der weder einen Besitz in der Gemeinde Umgebung Cilli hat, noch auch dort wohnt, ein Gemeindevandant haben kann.

Warburg, 5. Jänner. (Origin.-Bericht.) [„Slovenen“ unter sich.] Der Nachfolger des Dr. Gregorec, des ehemaligen Professors des Bibelstudiums an der hiesigen theologischen Lehranstalt, ist bekanntlich theol. Dr. Feusch geworden, ein Mann, der in religiösen Angelegenheiten ungefähr den Standpunkt der deutschen Geistlichen einnimmt, welche die Religion über die Nationalität setzen. Er theilt diesbezüglich seine Anschauungen mit dem (33-jährigen) theol. Doctor und Professor am dortigen Priesterseminarium Mahnič. Beide unterscheiden sich daher von der übrigen slovenischen Geistlichkeit gewaltig und werden in gewissen Kreisen noch ärger gehaßt als leibhaftige Deutsche. Dr. Mahnič giebt zum Schreiben aller tonförmigen und nichttonförmigen nationalpolitischen Tartüffe eine monatlich einmal erscheinende Druckschrift, den „Rimski Katolik“ („Römischer Katholik“) heraus, in welchem er den Mißbrauch der Religion für nationale Zwecke dem herbsten Tadel unterzieht und den scheinheiligen Politikern slovenischer Richtung die Maske vom Gesichte reißt. Der Groll, der gegen Feusch u. d. Mahnič in Schwung ist, liegt tief; aber Raision und Schlaueit haben es der slovenischen Journalistik bisher verboten, davon Aufhebens zu machen. Jetzt aber scheint die Wuth über die ganz aus der Art geschlagenen slovenischen Geistlichen bereits einen Grad erreicht zu haben, daß Raision und Schlaueit gar nicht mehr gelten. In seiner ersten Nummer bringt ein neues slovenisches Blatt, „Brus“, eine Fülle leidenschaftlicher Angriffe auf beide Herren. Einer der Aufsätze stammt angeblich aus der

Feder eines „hochgeehrten slovenischen Pfarrers“ der nicht weiß, worüber er mehr staunen soll: über die Einseitigkeit, die dumme Naivität, den mohamedanischen Fanatismus, welchen Feusch und Mahnič ausspielen und ausgrenzen (brnhati), oder über den grenzenlosen Hochmuth und die granzliche Aufgeblasenheit, die sich in diesen Heiligen zeige.“ „Die jüdischen Pharisäer und sokratischen Sophisten waren wahre Pfuscher in der Verdrehung, und deren Auftreten war reine Ehrlichkeit im Vergleiche zum Benehmen der Beiden.“ So geht das weiter. Ein Alkumne erzählte, daß Feusch sich geänfert: „Döllinger kommt tief in die Hölle, noch tiefer als Gregorici.“ Zur Aufklärung für Leser, welche diesen Namen noch nicht gehört haben, sei hier mitgetheilt, daß Gregorici, ein Geistlicher im Küstenlande (Gradiska), als ein hervorragender slovenischer Dichter gilt, welchem man jedoch Atheismus nachgewiesen hat. Der Brief des „geehrten Herrn Pfarrers“ macht sich über Herrn Feusch weiter lustig, und findet namentlich, daß „schon der Name so komisch klinge, daß er Sobbrennen verursache; noch mehr aber seine Ansichten.“ „Von christlicher Liebe, von Standescollegialität und von slavischer Wechselfeierlichkeit könne nicht die Rede sein, denn Feusch ist Feusch und bleibe Feusch, wie er lang und breit sei.“ Schließlich wird Mahnič hergenommen und beiden versprochen, daß sie noch ordentlich werden zerzaust werden. — Es dürfte Manchen interessieren, die inneren Verhältnisse in der slovenischen Partei kennen zu lernen, und zu diesem Ende diese Zeilen.

Locales und Provinciales.

Cilli, 9. Jänner 1889.

[Cillier Gemeinderath.] Nächsten Freitag 5 Uhr Nachmittags findet eine außerordentliche Sitzung statt.

[Cillier Musikverein.] Die Hauptversammlung dieses Vereines findet Donnerstag den 24. d. M. um 8 Uhr Abends im Extrazimmer des Hotels „goldener Löwe“ statt. Sollte diese Versammlung nicht beschlußfähig sein, so findet eine halbe Stunde später die zweite statt, welche nach den Satzungen unter allen Umständen beschlußfähig ist. Die Tagesordnung ist folgende: 1. Bericht der Vereinsleitung, 2. Wahl der Revisoren, 3. Wahl der Vereinsleitung, 4. Allfällige Anträge.

[Vom Eislauf-Comité.] Wir werden ersucht, im Interesse des eislaufenden Publikums nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß der Schlitten nur am Rande des Eislaufplatzes geführt werden darf, und daß das Breiten des Eises ohne Schlittschuhe demselben schädlich und deshalb thunlichst zu vermeiden ist. Um einem vielseitig geäußerten Wunsche zu entsprechen, hat das Eislauf-Comité einen geeigneten Platz zum „Eischießen“ ausgemittelt, welcher in den nächsten Tagen d. in diesem Sporete freundlichen Publikum zur Benutzung übergeben werden wird.

[Wanthätigkeit in Cilli.] Wie man uns mittheilt, sind bisher nicht weniger als acht Neubauten für das laufende Jahr in Aussicht genommen. Alle werden zwei Stockwerke hoch ausgeführt. Baupläze sind: Der „Foregger“ Garten, der Paaf'sche Bauplatz, die Graf Hermannsstraße und die Ausstellungsstraße (an der Stelle, wo die Koffhülle stand.)

[Aus St. Marein] wird uns geschrieben, daß es dortselbst der Hezpartei wieder gelungen ist, einen slavophilen Bezirksschulrath zu stande zu bringen. „Wochenlang wurde in allen windischen Blättern Alarm geschlagen und gedroht, um den politischen Bezirksschulrath, dessen Bestand gefährdet war, um Gotteswillen zu erhalten. Gewählt wurden die Herren: Anderloch, Podgorščegg, Seniza, Detitschegg und Staza. Herr Anderloch gilt unter den windischen Watahdoren von St. Marein als Capacität ersten Ranges; deshalb hat man ihn auch zum Bezirkssobmann gemacht, und er wird nun wohl auch im Schulrath die Rolle zu spielen haben, die er in der Bezirksvertretung so gelungnen ausführte. Die windische Revuepresse be-

nügt den Anlaß, um die Herren Löschnigg, Suppanz, Wagner, Fieglmüller und Vorger zu beschimpfen, was, um sie zu ehren, ausdrücklich hervorgehoben werden möge. Mit dem obigen Quinette könnte sich dieses freilich nicht messen: der Unterschied in Bezug auf Ehrenhaftigkeit, Bildung, Fleiß und Verdienst ist doch gar zu groß. Herr Hugo Wilhelm Tanschütz wurde nicht gewählt.“

[Deutsches Kapital.] Im Monate December verflohenen Jahres floß in die Sädel der windischen zauern der Marburger Gegend an deutschem Gelde die Kleinigkeit von beiläufig 40,000 fl. (Verkäufe in der Stadt an den Wochenmärkten u. dgl.)

[Waffenübung der Landwehr.] Das k. k. Landesverteidigungsministerium hat angeordnet, daß bei den Landwehr-Infanterie- und Schützenbataillonen Nr. 1 bis 82, bei den Landes-Schützen-Bataillonen Nr. 1 bis 10 und bei den berittenen Landwehrtrouppen die nächstjährigen Waffenübungen vier Wochen zu dauern haben. Bei jedem der bezeichneten Bataillone hat eine an die Frühjahr-Rekrutenausbildung anschließende Vor-Waffenübung und eine Hauptwaffenübung stattzufinden. Zur Einberufung sind in Aussicht genommen: alle unmittelbar in die k. k. Landwehr Eingereichten der Assentjahrgänge 1888, 1887, 1886, 1884, 1882 und 1879, diese letzteren aber nur insofern, als die Gesamtdauer der bis jetzt abgeleiteten Waffenübungen 20 Wochen nicht übersteigt, dann der aus der Reserve übertritte Assentjahrgang 1878; ferner von den Assentjahrgängen 1885 jene unmittelbar Eingereichten, bei denen die Gesamtdauer der bis jetzt abgeleiteten Waffenübungen 8; 1883 jene, bei denen dieselbe 12; 1881 und 1880 jene, bei denen dieselbe 16, und 1873 jene, bei denen dieselbe 20 Wochen nicht übersteigt. Bei der Landwehr-Cavallerie werden in erster Linie die Landwehrmänner des Assentjahrganges 1878 und nach Bedarf auch solche des Assentjahrganges 1877 zur Waffenübung herangezogen. Die Einberufung der Landes-Schützen zu Pferde in Tirol und Vorarlberg, dann jene der berittenen Schützen in Dalmatien wird nun bei den Landwehr-Fußtruppen durchgeführt.

[Postwesen.] Nach einer Zusammenstellung ist seit dem Jahre 1848 die Zahl der Postämter im Directionsbezirke Steiermark und Kärnten von 100 auf 459 gestiegen.

[Journalistisches.] In Graz erscheint seit Neujahr eine deutsch-nationale Zeitung, „Grazzer Wochenblatt“, unter der Leitung des Herrn Aurelius Polzer.

[Auswanderung nach Amerika.] Ein Erlaß der Statthalterei weist neuerlich auf das traurige Schicksal hin, welches der Mehrzahl der Auswanderer aus Oesterreich-Ungarn, welche in Amerika eine gesicherte Existenz zu finden hoffen, dort zu Theil wird. Einen Beleg für die trostlose Lage derartiger Auswanderer bietet ein vom 5. December vorigen Jahres vom österreichisch-ungarischen General-Consulate in Rio Janeiro an das Ministerium des Neußen gelangtes und der Statthalterei mitgetheiltes Telegramm, welches lautet: „Dreihundert österreichische Einwanderer, Pächter, angekommen; verlockt, getäuscht, große Noth, Rückkehr verlangt.“ Die Pächter werden deshalb von der Statthalterei an ihre Pflicht erinnert, Pächterwerb für Amerika vor den Gefahren, denen sie dort ausgesetzt sind, zu warnen und sie entsprechend zu befehlen.

[Amtsentsetzung eines Bürgermeisters.] Aus Unzmarkt wird dem „Gr. Volksbl.“ geschrieben: „Der 4. Jänner brachte uns den seltenen Fall der Amtsentsetzung eines Bürgermeisters. Derselbe hatte schon lange mit seltenem Gleichmuthe alle behördlichen Aufträge unbeachtet gelassen und sich mit Gemeinde-Angelegenheiten kaum mehr beschäftigt. Bei der Neuwahl des Ausschusses erhielt er — eine Stimme. Infolge von Einwendungen gegen die Wahl wurde aber seine Amtierung unliebsam verlängert und ließ er sich in jüngster Zeit beifallen, den bestellten Landes-Commissären, Ver-

weiser N. v. Kleeborn und Dechant Vierbaum, die abverlangten Rechnungen vorzuenthalten, ja dieselben schriftlich und amtlich zur Theilnahme an der — Landesstreifung aufzufordern. Da die Entsetzung über die telegraphische Weisung der Statthalterei erfolgte, so sind die eigentlichen Ursachen derselben noch nicht bekannt; man darf aber annehmen, daß die letzte Reckheit sicherlich viel dazu beigetragen hat.“

[Slawische Heze in Kärnten.] Wir lesen in den „Freien Stimmen“: „Es läßt sich kaum mehr läugnen, daß unser glückliches Kärnten, an dessen hochragenden Randgebirgen sich bisher die stürmischen Wogen der nationalen Hochstimmung brachen, nunmehr von den slawischen Apollonen dies- und jenseits der Karawanken zum Hauptummelplage ihrer agitatorischen Thätigkeit gemacht wurde, und an einigen Orten beginnt bereits der schlechte Same, der allenthalben ausgestreut wurde und wird, üppig emporzuschießen und recht bedenkliche Früchte zu zeitigen. — So wäre — wie uns von vertrauenswürdigster Seite mitgetheilt wird — an einem der jüngst verflohenen Sonntage das schöne Feitritsch im Rosenthal bald zu einem kärntischen — Kuchelbad oder Königshof geworden, und Veranlassung dazu gab das viel geschätzte Trugbild der Deutschen im Reiche „Die Wacht am Rhein“. Der Sachverhalt ist, in gedrängter Kürze erzählt, folgender: Drei Herren aus Unter-Boibl machten einen Ausflug nach Feitritsch im Rosenthal und begaben sich dort mit mehreren Freunden aus dem Orte selbst in das Gasthaus des Herrn Kraigher, wo sie dann alle zusammen in dem abgeschlossenen Extrazimmer Platz nahmen und sich unter einander recht gut unterhielten. Auch Lieder erkunten und hiteren Inhaltes wurden angestimmt und da ist es unter Deutschen wohl erklärlich und begreiflich, daß auch die „Wacht am Rhein“ nicht ungelungen blieb. Als der draußen im Vorderzimmer mit seinen Genossen sitzende Kuchel Franz Einspieler (nomen est omen!) nun die erste Strophe dieses beehren, für die österreichischen Verhältnisse vollkommen bedeutungslosen Liedes aus dem Extrazimmer dringen hörte, geriet er sofort in hochgradige Aufregung, bezeichnete das Lied als eine — Majestätsbeleidigung und forderte seine Genossen auf, in das Extrazimmer hineinzugehen und die geschlossene Gesellschaft an der Abingung des Liedes zu hindern. Glücklicherweise kam, ehe dieser folgenschweren Aufforderung nachgekommen werden konnte, der wachere Wirth hinzu und nur dessen ebenso besonnenere als energischer Intervention war und ist es zu danken, daß ein bedauerlicher, nationaler Gezeß im Keime erstickt und verblüht wurde. — Wenn die Gelegenheit nicht so ungemein ernst wäre und ein so verübter Streiflicht auf die Zustände werfen würde, denen Kärnten unbedingt entgegenstreitet, wenn den bedauerlichen Wählerleien der slawischen Heißsporne nicht rechtzeitig und von heftiger Seite endlich ein energisches „Bis hierher und nicht weiter!“ zugerufen wird, so könnte man fast darüber lachen. „Die Wacht am Rhein“, deren Spitze sich textlich ja nur gegen den französischen Erbfeind richtet, eine — Majestätsbeleidigung! Welcher Schlaupopf dem heißblütigen Herrn Einspieler wohl etwa diesen — Bären aufgebunden haben mag? — Und aus St. Stefan an der Gail berichtet dasselbe Blatt: „Die hier obwaltenden Zustände gestalten sich von Tag zu Tag spannender. „Revolution“, hallt es aus dem Munde der slawischen Hezter, „Revolution wird, wenn der Pfarrer fort muß!“ „Werk's, was gesehen wird“, erzählte ein Mann in einem Gasthause, „ich bin bereit, meine Seele für den Pfarrer herzugeben.“ „Wenn der Pfarrer wegkommt“, dröhnt es wieder in der spätesten Nachstunde aus einem anderen Gasthause, „so müssen alle drei Lehrer hin sein.“ — Herrn Pfarrer Katzig wurde es nämlich vom fürstbischöflichen Ordinariate nahe gelegt, ob es nicht angezeigt wäre, wenn er den Ort verlassen möchte, und er hat auch sofort um die Verzehung gebeten. Doch ist sein Anhang darüber erbittert und sammelt Unterschriften für eine Bittschrift um dessen Belassung. Damit

dürften sie ihr Ziel aber keineswegs erreichen und stehen anlässlich der Abreise die traurigsten Folgen bevor, wenn nicht die Behörde die geeigneten Vorkehrungen trifft.“

[Zum Bürgermeister von Wolfsberg] wurde am 27. v. Mts. Herr Ernst Herbst-Kerchname gewählt. Dieses Ergebnis wurde von der Bürgerchaft Wolfsbergs sehr freudig begrüßt.

[Unglücksfall in den Alpen.] Herr Dr. Glantschnigg schreibt uns: Die „Oesterreichische Touristenzeitung“ bringt die Nachricht, daß Josef Berger, Bergführer in Prägraten, auf der Jagd von einer Lawine erfaßt und getödtet wurde. Josef Berger war einer der tüchtigsten Führer in der Benediger-Gruppe und stand in einem Alter von 37 Jahren. Er führte meine Frau und mich am 5. September 1888 auf den Benediger, und errang sich durch seine Sorgsamkeit für uns und durch seine Bescheidenheit unsere größte Zufriedenheit. Seine Gesellschaft war für den Touristen sehr anregend, indem er mit der Flora seines Führergebietes so vertraut war, daß er selbst die lateinischen Namen der Alpenpflanzen kannte. Dabei war er sehr heiteren Gemüthes und erregte uns im Vereine mit anderen Führern und der Wirthin auf der Defereggerhütte am Mulwitz-Adler (3000 Meter) am Vorabende unserer Benediger-Besteigung durch heitere Tirolerlänze. Ruhe seiner Aede!

[Vom Karst.] Aus Anlaß einer vor einigen Tagen durch die Vora verursachten Entgleisung eines Güterzuges aus dem Karst von Croation schreibt man der „N. Fr. Pr.“: „Der Reisende, welcher im Sommer den Karst passiert, sieht mit Entsetzen die hohen Verplantungen und die öfters mehr als vier Meter hohen Mauern entlang der Bahnlinie sich hinziehen. Seine Frage nach dem Zwecke dieser, die geringe Aussicht noch schmalernden Wandungen, wird ihm durch die Bezeichnung dieser Mauern als „Vorabende“ klargestellt. In den letzten Jahren haben aber die Resultate der vom Ackerbauministerium ins Leben gerufenen Karst-Aufforschung gezeigt, das den vortheilhaftesten Schutz gegen die Vorkürme und gegen die Schneeverwehungen auf dem Karst die Wiederbewaldung der am meisten exponirten Klüften und Sättel bieten würde. Obwohl auch dadurch die Wirkung der Vorkürme niemals gänzlich behoben werden könnte, so würden dieselben doch wesentlich in ihrer Heftigkeit abgeschwächt, vom Erdboden um die Baumhöhe gehoben und eben dadurch unschädlich gemacht werden. In der That beabsichtigt die Südbahn-Gesellschaft an der Strecke ihrer Linie auf dem Karst in den nächsten Jahren durch Aufforstung geeigneter Terraintreifen zur Sicherung des Verkehrs Vorsorge zu treffen.“

[Giller Wetterbericht.] Der Luftdruck fiel in den letzten Tagen von 755 mm. auf 742 mm. Die Kälte erreichte 15° N. (am 6.) und betrug die mittlere Temperatur — 7° N. Die Luft führte durchschnittlich 74° Wasser. — In den nächsten Tagen dürften Südwinde eintreten, daher starke Bewölkung und mäßiger Frost ohne wesentliche Niederschläge vorherrschen.

[Entsprungen.] Am 1. d. M. wurde vom Landesgerichte Graz dem Kreisgerichte Gail der wegen Verbrechen des Diebstahles in Haft genommene Josef Semlitsch, vulgo Leposcha, eingeliefert, und im Gefängnisse des Kreisgerichtes gemeinschaftlich mit dem Sträflichen Anton Hof in einer Zelle internirt. Letzten Sonntag entsprang Semlitsch aus seiner Zelle und entkam auch. Er hatte mittels des eisernen Heßes eines Wasserfäßels an der Fensterbrüstung die Mauer durchbrochen, die Umfassungsmauer des Gefängnisses aber mit Zufühnahme eines Balkens, der zum Rollen der Abortkasser benützt wird, überseht.

[Wegen Unterschlagung bedeutender Gelbbeträge.] Die ihm seitens der Verzehrungssteuerfection in Weitenstein und der dortigen Gemeinde anvertraut waren, wurde am 2. d. der Agent Koren verhaftet und dem Gerichte eingeliefert.

Theater, Kunst, Literatur.

Cillier Stadttheater.

„Der selbige Paul“ von Klapp geistelt die Freunde lachender Erben in gelungener Weise, und zwar dadurch, daß sie als verrißt hingestellt wird. Paul, der angeblich todt Dunkel, ist in der angenehmen Lage, persönlich beobachten zu können, wie die Kunde von seinem Tode von den verschiedenen Verwandten verschieden aufgenommen wird. Das kann sehr belustigend sein, wenn die Darsteller die Pointen des Dialoges zu erfassen und zu verwerthen vermögen, ohne die betreffenden Stellen gerade zu unterbrechen, was die komische Wirkung nur beeinträchtigen würde. Es fehlt in dem Stücke durchaus nicht an solchen Pointen, und wenn es am letzten Samstag nicht einen größeren Heiterkeits-Erfolg erzielt hat, als es thatsächlich der Fall war, so muß dies wohl an der Darstellung gelegen haben. Thatsächlich hat außer Herrn Mondheim, der den Regierungsrath Müllerndorff gab, keinen der Darsteller seine Aufgabe voll und ganz bewältigt, auch Fräulein Spiller nicht, die im Uebrigen recht hübsch spielte, aber die Blindheit der Nichte und Braut Dunkel Pauls nicht recht glaubwürdig zu machen wußte.

Am Sonntag wurde Halu's „Sohn der Wildnis“ vorgeführt, ein Drama, so bekannt, daß wir uns ganz kurz fassen dürfen. Die poetische Liebe der Griechin Parthenia zu dem Hainpfling der Lectojagen, Ingomar, gab unserer trefflichen Heroine, Frau Carla Dorn, Gelegenheit, mit ihrer wunderhübschen Declamation und dem edlen, maßvollen Spiel zu glänzen. Sie wurde von Herrn Herat gut unterstützt, und da die beiden Hauptrollen das Stück fast vollständig beherrschen, so gab es einen interessanten, von Erfolg gekrönten Abend.

Die Saison geht ihrem Ende entgegen. Donnerstag den 17. d. M. dürfte die letzte Vorstellung stattfinden. Nächsten Samstag wird es noch einen außerordentlich heiteren Abend geben, indem Herr Mondheim zu seinem Benefice eine localisirte Posse darstellen läßt: „Die Bekanntheit im Stadtspark, die Einführung nach dem Nicolaiberg und die Verlobung im goldenen Löwen.“ Eine dreiactige Cillier Localposse, das ist neu, und wird wohl auch ohne Zweifel ein zum Brechen volles Haus machen; und zwar um so gewisser, als ja unsere Gesellschaft bekauntlich mehrere vorzügliche Kräfte für die Posse besitzt, ganz abgesehen davon, daß sich Herr Mondheim als vorzüglicher Darsteller und als Unterführer sich der besonderen Gunst unseres Publicums erfreut. — Den Schluß der Saison wird, wenn nichts dazwischen kommt, die Operette „Farinelli“ bilden.

* Am 14. October v. J. schrieben wir an dieser Stelle aus Anlaß der Schließung des alten Burgtheaters in Wien folgende Zeilen: „Wir bekennen, daß es uns bei dem Gedanken an die Demolirung der berühmten Kunststätte auf dem Michaeler-Platz wehmüthig beschleicht. Und andererseits können wir uns des Zweifels nicht erwehren, ob denn das Burgtheater im prunkvollen neuen Heim wohl auch seinen alten Ruf als die erste Bühne in deutschen Landen bewahren werde. Gott gebe es!“ — Es scheint leider, daß wir damals von prophetischem Geiste erfüllt waren, denn das Burgtheater ist in der That nicht mehr das, was es im alten Theater gewesen und ein Aufjaß, welchen der bekannte Kunstkritiker Ludwig Speidel dieser Angelegenheit in der „N. fr. Pr.“ widmet, nimmt uns den letzten Schimmer von Hoffnung, welchen wir aus den seit Wochen über die Zustände im neuen Hause laut gewordenen Klagen noch gerettet haben. Speidel schreibt unter Anderem: „Es wurde ein großer Bühnenraum und ein weiter und hoher Zuschauerraum hergestellt, die beide nicht für einander taugten. Der Bühnenraum legt der Erzeugung des Wortes Schwierigkeiten auf, läßt es mit seiner Eisenconstruction hallen und nicht klingen, und an vielen Stellen des Zuschauerraumes zerflattert

das Wort und wird undeutlich. Feines Sprechen, sonst der Vorzug des Burgtheaters, ist unmöglich geworden, weil zu viel Vugenkraft in Anspruch genommen wird, um die Rede verständlich zu machen. Durch diese Anstrengung wird das Tempo langsamer und das Gepräch gedehnt. Ganz wie es Freitag sagt und Laube bestätigt, finden Stücke, die früher gefallen, keinen Anklang mehr: das Lustspiel „Der zündende Funke“, früher ein Liebling im alten Burgtheater und von Herrn und Frau Hartmann unvergleichlich dargestellt, läßt im neuen Hause kühl und bei Sonnenhals Fabricius rührt sich an Stellen, wo sonst der Enthusiasmus losbrach, keine Hand. Freilich, wo das Wort, dieses Kleinod des Burgtheaters sich nicht mehr geltend machen kann, da ist das Burgtheater zu Ende.“ Und weiter schreibt Speidel: „Man wird zugeben, daß in diesen Dingen eine ernste Crisis des Burgtheaters liegt, denn was kann eine ernstere Crisis sein, als daß das Burgtheater, durch räumliche Verhältnisse gezwungen, seinen bisherigen Charakter aufgibt?“ Der Schluß des lesenswerthen Aufsatze lautet aber wie folgt: „Will man das Burgtheater, diese unvergleichliche Fierde Wiens, noch retten, so ergreife man die energishesten Maßregeln, entweder man baue ein einfaches neues Haus, das ja billig herzustellen wäre, oder man baue den eigentlichen Theaterraum des neuen Hauses so gründlich um, daß kein Stein auf dem andern bleibt. Wenn wir den Geist der Zeit richtig verstehen, so mehrten sich die Zeichen, daß der dramatische Genius von Wien Abschied nehmen und einer großen Stadt in Norden zutreiben will. Noch haben wir die Entscheidung in der Hand; aber wir müssen uns rüsten, wenn nicht das neue Haus der elegante Sarg des Burgtheaters werden soll.“

Volkswirtschaft.

Die Entwerthung des Silbers.

Von Adolf Soetbeer.

Seit etwa fünfzehn Jahren hat die Frage der Silberentwerthung das Interesse und die Aufmerksamkeit aller kommerziellen und finanziellen Kreise mehr und mehr in Anspruch genommen, theoretisch wie praktisch. Ueber die Ursachen und Wirkungen dieses thatsächlichen Vorganges, über die durch denselben herbeigeführten Nachtheile und Störungen, über die Mittel zur Abhilfe u. s. w. sind in neuerer Zeit so viele Schriften veröffentlicht und so häufige Konferenzen abgehalten worden, wie über keine andere wirtschaftliche Frage, die sogenannte soziale Frage vielleicht ausgenommen. Dies läßt sich auch leicht erklären. Seit den ältesten Zeiten haben Gold und Silber neben einander das allgemeine Tauschmittel und Werthmaß gebildet und die Anerkennung eines bestimmten gegenseitigen Werthverhältnisses war hierbei eine unabwiesliche Voraussetzung. Wenn auch erst in unseren Tagen ein anhaltender univerveller Kampf um die Wahrung entbrannt ist, die Währungsfrage selbst ist uralt.

Zu den Fundamenten des Palastes in Khorfabad, den der assyrische König Sargina um das Jahr 708 vor unserer Zeitrechnung erbaut hat, sind unter anderem auch ein Etalon von Gold und ein Etalon von Silber, beide augenscheinlich mit großer Genauigkeit gearbeitet, vorgefunden worden. Nach den zuverlässigen Ermittlungen von J. Brandis, denen von keiner Seite widersprochen ist, unterliegt es keinem Zweifel, daß diesen Etalons ein gewisses Werthverhältnis des Goldes zum Silber wie 3 zu 40 oder wie 1 zu 13 $\frac{1}{3}$ zu entnehmen ist. Es galt dies vom Gewicht der beiden Edelmetalle ohne absichtliche Legirung; Münzen gab es damals noch nicht. Die bekannte Stabilität solcher Dinge im Orient macht es wahrscheinlich, daß schon Jahrhunderte lang vor dem genannten assyrischen Herrscher die erwähnte Werthrelation in Vorderasien Geltung gehabt hat. Auf die Frage, weshalb man in jenen früheren Zeiten dazu gekommen sei, dem Golde gerade eine 13 $\frac{1}{3}$ fach größere Kaufkraft beizulegen als dem Silber, warum nicht das Zehnfache oder Zwanzigfache,

so vermögen wir nicht hierauf eine andere Antwort zu geben, als daß eine solche allgemeine Werthschätzung sich im Laufe der Zeit im Verkehr unter dem Einfluß von Faktoren, die schließlich auf Angebot und Nachfrage hinanzukommen, ganz von selbst gebildet und verbreitet haben muß. Da in Arien und Afrika stets verhältnißmäßig wenig Silber gewonnen wurde, wäre die Werthrelation für Silber vermuthlich günstiger gewesen, wenn nicht durch die Phönizischen Oepläge damals große Mengen dieses Metalls aus „Zarschisch“ (Spanien) eingeführt worden wären.

Das durch die assyrischen Etalons bezeugte Werthverhältnis zwischen Gold und Silber findet eine wesentliche Bestätigung durch die ältesten Gold- und Silbermünzen, welche in verschiedenen kleinasiatischen Ländern und von den persischen Königen geprägt wurden, und durch die Unrechnung, welche Herodot in Betreff des Goldtributs der Inder vorlegt, monach 1 Talent Gold zu 13 Talent Silber abgeschätzt wird.

Wir haben bei den uns erhaltenen ältesten Angaben über das Werthverhältnis zwischen Gold und Silber etwas verweilt, weil sie den sicheren Ausgangspunkt der dahin gehörigen Untersuchungen bilden, wollen aber, um zur Gegenwart zu gelangen, die allgemeine Gestaltung dieses Verhältnisses in den dazwischen liegenden etwa 2500 Jahren hier nur mit wenigen kurzen Notizen behrhen.

Um das Jahr 400 v. Chr. ward in Griechenland wissenschaftlich dem Golde der zwölfwache Werth des Silbers als Norm beigelegt, und manche urkundliche Angaben, welche den Preis des Goldes und der Goldmünzen in den Zeiten von den Perserkriegen bis Alexander den Großen betreffen, zeigen uns Schwanlungen der Werthrelation zwischen 1 zu 13 bis 1 zu 11 $\frac{1}{2}$.

Nachdem durch die Eroberung des Persischen Reiches und die Blünderung der Tempelschätze in Delphi plötzlich viel Gold in Umlauf gekommen war, sank der verhältnißmäßig gewöhnliche Werth des Goldes gegen Silber auf 1 zu 10. — Unter den Ptolemäern in Egypten galt als Norm eine Werthrelation von 1 zu 12 $\frac{1}{2}$. — Im Königreiche des Römischen Reiches war zur Zeit der Republik und der ersten Kaiser das normale Verhältnis bei den Ausmünzungen 1 zu 12 (genau 1 zu 11 $\frac{1}{2}$) und schritt sich dieses im Verkehre auch weiter bis zum Untergang des Reiches ohne wesentliche Veränderungen gehalten zu haben. Wenn man aus einigen Stellen der späteren römischen Rechtsbücher eine Werthsteigerung des Goldes auf das Verhältnis von 1 zu 14 $\frac{1}{2}$ und selbst 1 zu 18 abgeleitet hat, so beruht dies nach unserer Ansicht auf unrichtiger Interpretation; die Werthrelation im gewöhnlichen Verkehre wird 1 zu 12 wohl nicht überstiegen haben.

Während des Mittelalters hielt sich im Ganzen genommen das Werthverhältnis zwischen Gold und Silber, freilich mit beträchtlichen Abweichungen innerhalb dieser Grenzen für die verschiedenen Länder und Perioden, wie 1 zu 12 bis 1 zu 9; genauere Bestimmungen anzugeben ist höchst schwierig. Zur Zeit der Entdeckung Americas und in den hierauf folgenden vier Jahrzehnten wird man die vorwiegende Werthrelation zu 1 zu 11 annehmen dürfen. Hierauf folgte aber im Zeitraum von 1550—1620 ein allmähliges, nicht auffälliges Werthsteigen des Goldes, welches dann von 1621—1660 in rascherem Tempo anhält, so daß als durchschnittliche Werthrelation für die Periode von 1661—1680 nach annähernder Schätzung schon 1 Gold = 15 Silber anzunehmen ist. Es geschah dies unverkennbar unter der Einwirkung der damaligen kolossalen Silberproduktion in Potosi und Mexico, und zugleich der andauernden Kriegszustände in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, welche die Nachfrage nach Gold steigern mußten. Daß Gold in der darauf folgenden Zeit seine gewonnene höhere Werthung behielt, wird hauptsächlich der lebhafteren Entwicklung des internationalen Verkehrs und der damit verbundenen Erweiterung der monetären Goldverwendung zuzuschreiben sein, während andererseits die neue bedeutende brasilianische Goldgewinnung eine fernere erhebliche Goldvertheuerung zurückhielt. Gegen Ende des letzten

und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts trat indeß wiederum eine gewisse Bevorzugung des Goldes ein, wonach sich die Werthrelation auf 1:15-50 stellte, dem Londoner Silberpreis von 60⁷/₈ Pence pro Unze Standard entsprechend, und in Frankreich das Kilogramm Silber von ¹/₁₀ Feinheit zu 200 Franken und das Kilogramm Gold von gleicher Feinheit zu 3100 Franken unbeschränkt ausgeprägt wurde.

Dem auf dieser Grundlage im Jahre 1803 angenommenen und 70 Jahre lang gesetzlich und thatsächlich beibehaltenen Doppelwährungssystem in Frankreich ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß das Werthverhältnis zwischen Gold und Silber in den Culturländern während des erwähnten Zeitraumes eine willkommene praktische Stabilität behaupten und fast den Charakter einer allgemein anerkannten festen Norm beanspruchen konnte. Die Oscillationen des Silberpreises unter oder über diesem normalen Satz von 60⁷/₈ Pence per Unze, wie höchst wichtig sie auch für die einzelnen Geschäftszweige waren, erschienen untergeordnet im Vergleich mit den durchgreifenden Veränderungen und Störungen, die der Silbermarkt nachher erfahren hat. Als die neuentdeckten kalifornischen und australischen Goldfelder in den fünfziger Jahren ihre enormen Erträge unauflöslich in den Weltverkehr brachten und von Vielen dem Golde ein unberechenbares Sinken des Werthes bestimmt prophezeit wurde, wozu noch eine außerordentlich starke Nachfrage nach Silber für Britisch-Indien zeitweilig kam, blieb die genannte normale Werthrelation der Edelmetalle im Ganzen unerschüttert. Frankreich war bereit und im Stande, in den Jahren 1851 bis 1871 nahezu 6,500 Millionen Franken in Gold zur Ausmünzung aufzunehmen und aus seinem früheren reichlichen Silbermünzverrathe jedem Begehr nach Silber für Ostasien zu genügen, ohne von der gesetzlichen Werthrelation und der Doppelwährung abzuweichen.

In den Jahren 1863 bis 1873 haben die Schwankungen der Werthverhältnisse zwischen Gold und Silber eine Abweichung von 3 Procent nach oben wie nach unten niemals überschritten. Welche ungeheure Veränderung hat in dieser Beziehung seitdem stattgefunden, namentlich nachdem Frankreich und dessen Münzverbündete die Anfangs nur beschränkte Silbercourant-Ausmünzung 1878 vollständig sistirt haben! Wir sehen ab von vorgekommenen einzelnen Notirungen und fassen nur die maßgebenden Jahresdurchschnitte des Silberpreises ins Auge, für das Jahr 1876 war der Preis bereits auf 52⁹/₁₆ Pence (Werthrelation 17,72:1) gesunken, tiefer als seit Menschengebdenen jemals bei Culturvölkern vorgekommen war. Seit 1884 ist solches Sinken des Silbers noch viel weiter gegangen, denn die Jahresdurchschnitte haben sich wie folgt gestellt:

1885:	Silberpr.	48 ⁹ / ₈ Pence	=	Werthrel.	19,42
1886:	"	45 ⁹ / ₈ "	=	"	20,78
1887:	"	44 ⁹ / ₈ "	=	"	21,13
1888:	"	43 "	=	"	21,93

Um die Werthverringering des Silbers noch in anderer Weise zu erläutern, bemerken wir, daß in den Jahren 1861—1870 das in 465 neuen deutschen Thalern enthaltene Silber hinreichte, um dafür ein Pfund fein Gold einzutauschen, daß aber eigenartig (Jänner 1889) 658 einschmelzende deutsche Thaler für gleichen Zweck erforderlich wären. Der Werth des Silbers gegen Gold ist eben um nahezu 30% gefallen.

Das allgemeine gesetzliche Fundament des österreichischen Münzsystems ist bekanntlich die Silberwährung. Nach der früheren als normal betrachteten Werthrelation bilden 90 österreichische Gulden das Aequivalent von 60 älteren deutschen Thalern oder 18 jetzigen Kronen-Reichsmünze. Bei dem gegenwärtigen Silberpreise von 43 Pence pro Unze Standard-Silber genügt jedoch erst das in 127 österreichischen Guldenstückchen enthaltene Silber das Aequivalent für 180 Mark oder 18 Kronen deutscher Reichsmünze — mit anderen Worten und den Cournotirungen sich anschließend, es haben nach dem effectiven Metallgehalt gegenwärtig 100 öster-

reichische Gulden den Werth von nur 141 Mk. deutscher Währung.

Wie erklärt sich, daß der Courszettel den Werth von 100 österreichischen Gulden in Noten und gemünzt, zu 167 Mk. 30 Pf. notirt, d. h. nahezu 12 Procent höher als ihr effectiver Silbergehalt? Der Grund hiervon ist lediglich in der seit einigen Jahren stattfindenden Störung der Ausprägung von Silbergulden für Privatrechnung zu finden. Würde diese wieder unbeschränkt freigegeben, so könnte selbstverständlich der Cours der österreichischen Taluta nur um die Differenz der Münzgebühr den entsprechenden Preis des Silbers übersteigen und würde rasch auf dies Niveau herabsinken. Wie es gegenwärtig mit der Ausmünzung gehalten wird, wonach diese sich in Oesterreich-Ungarn, was Silber betrifft, auf das in den fiskalischen Bergwerken gewonnene Silber beschränkt, durchschnittlich etwa 10 Millionen Gulden jährlich, üben die Schwankungen des Silberpreises einwirken keine Einwirkung auf die österreichische Taluta, deren Cours vielmehr von dem Umsatze der emittirten Banknoten und des Papiergeldes, sowie der allgemeinen internationalen Zahlungsbilanz abhängt.

Haus- und Landwirtschaft.

[Um gefälschte Butter zu erkennen] schüttle man einen Theil mit vier Theilen heißer Milch in einem größeren Gefäß recht lebhaft. Ist die Butter rein, so löst sie sich in der Milch auf und wird wieder zu Rahm, während sich die Fette nicht auflösen, sondern nach dem Erkalten als Fettdecke oben schwimmen. Durch Wiegen kann man die Fälschung mit Fett nach dem Gewicht feststellen. Oder: Man thue 1 Gramm Butter in ein Reagenzglas, in welchem 20 Gramm einer Mischung aus drei Theilen Aether und ein Theil Alkohol von 95 Grad enthalten sind. Dieses Glas stelle man in ein Gefäß mit Wasser, welches einige Zeit bei einer Temperatur von 16 Grad N. erhalten wird. Reine Butter wird sich auflösen, das Salz zu Boden sinken, der Käsestoff sich an die Wände absetzen, während die Fette sich nicht auflösen.

[„Fettaugen“] welche die Oberfläche der Bräue bedecken, verrathen scheinbar die Kraft derselben und geben oft Veranlassung zu Trugschlüssen auf den Werth der Bouillon. Aber der Kenner wird sich von ihnen nicht irreführen lassen. Er weiß, daß diese Fettaugen nichts sind als die in Flüssigkeit aufgelösten Fetttheile des Fleisches, in welchen weder Wohlgeschmack noch Kraft enthalten ist. Im Gegentheil müssen sich Magenleidende vor diesen verlockenden Fettaugen hüten, denn eine derartige Bouillon ist ihnen schädlich. Aus diesem Grunde schöpft eine erfahrene Hausfrau sogar die Fettaugen ab, bevor die Bouillon zur Tafel gegeben wird, oder sie verwendet das allen Suppen so vortheilhafte Zusatzmittel „Liebig's Fleisch-Extract“, welches die Bildung von Fettaugen völlig ausschließt. Durch Anwendung des Extractes ist also jede Gefahr der Unverdaulichkeit ausgeschlossen, aber auch der Wohlgeschmack wird bedeutend gesteigert, ein Umstand, welcher „Liebig's“ Fleisch-Extract in Hotels, Restaurants, großen wie kleinen Hauswirtheinstellen längst unentbehrlich gemacht hat. Die Verbreitung von Liebig's Fleisch-Extract kennt keine politischen, keine natürlichen Grenzen. Das treffliche Präparat ist international und wird überall da gefunden, wo man auf ein wohlthätigendes und gesundes Essen Werth legt.

[Ueber künstliche Kaffeebohnen] schreibt Dr. A. Stuker in Bonn in der „Pharmazeutischen Centralhalle“: „In neuerer Zeit kommen künstliche Kaffeebohnen in den Handel, welche aus geröstetem Getreidemehl, dem irgend ein Bindestoff (Dextrin oder dergleichen) zugesetzt ist, hergestellt werden. In Köln existiren zwei Fabriken, welche die nöthigen Auspressmaschinen mit gravirten Prägeformen, Teigwalzmaschine, die erforderlichen Röstapparate, Polierapparate, Rezepte und Anweisungen für den Preis von 3600 Mark liefern. Die Prägemaschine kann 10 bis 12 Centner künstlicher Kaffeebohnen täglich auspressen. Die Herstellung eines Centners — einschließlich sämtlicher Unkosten — wird zu 20 Mark angegeben und in Aussicht gestellt, daß der Artikel „eine goldene Zukunft“ verspricht. Man möge indeß — so heißt es in einem Briefe der Firma — das „Vermögen“ des Kunst-

kaffees mit echten gebrannten Kaffeebohnen vorzugsweise in solchen Ländern vornehmen, in denen die Nahrungsmittelgesetzgebung nicht so streng sein wie in Deutschland. Es sei möglich, durch Verkauf von Kunstkaffee dort in wenigen Jahren ein „steirischer Mann“ zu werden. Diese Aussichten sind für Fälscher sehr verlockend.

[Schutz den Kettenhunden.] Ein reichsdeutsches Blatt enthält folgendes „Eingekendet“: Der Winter ist da, wir Menschen rücken unsere Wohnungen bequämlich ein, Vieh und Pferde erhalten eine sorgfältige Stallflege — nur unser treuester Begleiter und Freund, der Hund, wird leider oft vergessen. Ich spreche hier nicht von den vorwichtigen Stubenbündchen, sondern vorzugsweise von den unglücklichen Geschöpfen, welche jahrein jahraus an der Kette liegen, und nichts weiter als eine offene Hütte mit schlechter Unterlage haben. Was haben wir zu thun, um solchen bebauernswürthen Vierfüßler ihr herbes Loos zu erleichtern? Zunächst unterwerfe man die Hütten einer sorgfältigen Revision und verstopfe sämtliche Ritze, so daß Wind und Regen nicht eindringen können. Dann gebe man reichlich Heu und Stroh hinein, damit der Körper weich und warm liege. Diese Unterlage muß wenigstens alle fünf Tage erneuert werden, denn Schmutz und Ungeziefer sammeln sich darin. Ueber den Eingang der Hütte nagelt man ein Stück Decke oder Segeltuch so, daß es bis zur Erde herabhängt und der eisige Wind nicht hineinbläst. Ueberhaupt suche man die armen Thiere möglichst gegen die große Kälte zu schützen und gebe ihnen wenigstens einmal täglich warmes zu fressen.

[Gegen das Venagen und Verwunden junger Obstbäume durch Hasen] werden folgende Mittel empfohlen: Man bestreiche bei Schneefall die Bäume, ungefähr bis zu ¹/₂ Meter Höhe, mit Fischtran oder mit aufgeschlämtem breitem Weiskalk, welchem auf einen Eimer etwa für vierzig Kreuzer Franzosenöl beizumengen ist. Ganz sicher wirken soll auch das ebenso originelle, wie fast ganz kostenlose, von einem in Japan lebenden deutschen Forstmann empfohlene, dort zum Schutz von Anlagen und Schonungen gegen alle kleinen Wildgattungen gebräuchliche Verfahren sein, in der Höhe von ¹/₂ Meter ein kleines Büschel Menschenhaare an die Bäumchen zu wideln oder anzuhängen, oder aber auf kleine Stäbchen um die Anlage herumzustecken, eine mühelose, leicht durch Kinder zu verrichtende Arbeit.

Buntes.

[Übermals ein neues Gewehr.] Wie man den „M. N. N.“ aus Frankfurt a. M. mittheilt, wurde dort im Auftrage einer großen Berliner industriellen Gesellschaft ein Gewehr hergestellt, dessen Lauf nicht aus Eisen, sondern aus Aluminium verfertigt ist. Die Vortheile, welche dem Aluminium den Vorzug vor dem Eisen sichern sollen, bestehen zunächst in der größeren Leichtigkeit, welche sie dem Gewehr verleihen, sodann in dem Umstände, daß Aluminium gegen jeden Rost gefeit ist und das beständige Ragen des Laufes unnötig macht. Bisher hat man nur zwei Jagdgewehre hergestellt, die Gesellschaft soll jedoch beabsichtigen, dem Kriegsministerium das neue Gewehr zur Begutachtung demnächst vorzulegen.

[Ein fast ungläublicher Vorfall] wird aus Nivregghaza gemeldet. Bei einem dortigen Arzte erschien hierherge ein junger Mann, dessen Körper mit Striemen bedeckt war. Er ersuchte den Arzt um Ausstellung eines Visum repertum und erzählte Folgendes: Er weile am vorbergehenden Tage im Bahnhofe einer benachbarten Stadt, den Zug erwartend. Vor dem Personenzuge langte der Lastzug ein mit einer Menagerie; im Bahnhofe machte sich ein Löwe aus dem Käfig frei, rannte mitten in's Publicum, welches in unbeschreiblicher Panik auseinanderstob. Der junge Mann lief in seinem Schreck aus dem Bahnhofe und setzte über die Planke eines Parkes. Die Diener hielten ihn, trotz seines anfänglichen Aeußerns und seiner Verheerungen für einen Dieb und schleppten ihn vor ihren Herrn; diesem erzählte der junge Mann, wie er in den Park gekommen sei. Der Besitzer jedoch, ein angesehener Maginat, schenkte seinen Worten keinen Glauben, ließ

den Wehrlosen in einen Keller schleppen, wo ihm dann von den Dienern fünfzig Peitschenhiebe ertheilt wurden.

[Die verkäufliche Kirche.] Ein seltenes Verkaufsobjekt wird in der „Tscherniegower“ täglichen Zeitung ausgeteilt. Das Blatt enthält folgendes recht naive Inserat: „Im Kreise Neschin im Flecken Rossowka wird eine fehr solide, aus Fichtenholz erbaute, etwa 600 Personen fassende Kirche nebst neuem, im Jahre 1878 erbauten Glockenthurm verkauft. Näheres an Ort und Stelle.“

[Die Tödtung eines Elephanten.] In Philabephia mußte kürzlich der wüthend gewordene Elefant des Zirkus Forepaugh gewaltsam getödtet werden. Man wollte ihn zuerst mittels Elektrizität aus dem Leben schaffen, aber das kolossale Thier war so bösartig geworden, daß man befürchtete, es würde die Wächter, die sich ihm mit dem Draht nähern würden, tödten. Da man schon einmal versucht hatte, dasselbe zu erschießen, die Kugel aber in der dicken Haut stecken geblieben war, so beschloß man, den Elephanten mittels eines Seiles zu erdrosseln. Die große Schwierigkeit bestand darin, das Seil dem riesigen Thiere geschickt um den Hals zu werfen. Der junge Forepaugh, der Sohn des Zirkusbesizers, erbot sich zu dieser nicht ungefährlichen Prozedur. Als der Elefant den jungen Mann mit dem Seile erblickte, stieg seine Wuth auf das Höchste — einen Moment lang blieb er ruhig, als sammelte er seine ganze Kraft, dann begann er an seiner Ketten zu rütteln und versuchte dieselben zu sprengen. Diesen Moment benützte der junge Forepaugh, dem Thiere das zwölfte Fuß lange und einen Zoll dicke Seil um den Hals zu schlingen. Der schwerste Theil des Werkes war somit gelungen, vier Männer hielten die Enden des Taues und zahlreiche Zuschauer wurden in den Saal eingelassen, um der Exekution beizuwohnen. Man brachte die beiden geschicktesten und langsamsten Elephanten des Zirkus herbei und spannte sie an die Enden des Seiles. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die Thiere angetrieben und zogen mit aller Kraft vorwärts. „Chief“ stürzte wie eine riesige Masse zusammen, die zwei Elephanten, von ihren Cornacs angefeuert, zogen weiter an, „Chief“ brüllte furchbar und wälzte sich auf dem Boden, aber nach einigen Secunden blieb er regungslos liegen, das colossale Thier war erwürgt. Seit dem Tode „Jumbo's“ war „Chief“ der populärste Elefant in Amerika. Er war 6 1/2 Fuß hoch und wog 10.000 Pfund. Er war 25 Jahre alt geworden. Seine Besitzer hatten ihn in Deutschland

im Alter von 9 Jahren gekauft, aber es gelang ihnen niemals, ihn zu zähmen. Er hatte mehrere seiner Wächter getödtet. Sein Körper wurde dem Professor Leidy übergeben, welcher ihn aufstoppfen und in der Akademie der Naturwissenschaften aufstellen wird.

[Begriffsverwechslung.] „Sie sind neulich nach Leipzig gefahren, zu was?“ — „Zu Wagen natürlich.“ — „Ach, ich meine aus welchem Grunde?“ — „Aus dem Blauschen Grunde.“ — „Scherz bei Seite! Ich will ja nur wissen, welches Motiv Sie bei der Fahrt bewegt hat?“ — „Das Lokomotiv.“ — „Das ist aber, um aus der Haut zu fahren!“ — „Nein, dazu ist es meines Wissens noch nicht benützt worden.“

[Ein alter Praktikus] pflegt für Neujahrsbesucher draußen an die Thür mit Kreide zu schreiben: „Besten Dank! Ich mein's ebenso!“

[Scherzfrage.] „Welches ist die gefischteste Bank Berlins?“ — „Die Mitteldeutsche Kredit-Bank.“ — „Warum?“ — „Wenn man ihr die Mittel raubt und den Kredit nimmt, bleibt immer noch die Deutsche Bank übrig.“

[Ein böser Wunsch.] Ihtig zum Schmußl (nach heftigem Wortwechsel): „Hunderttausend Mark sollst Du gewinnen und hunderttausendundsechzig sollen Dir werden gestohlen!“

[Auf dem Eise.] Junge Dame zur anderen: „Es ist doch sehr unangenehm, auf dem Eise zu fallen!“ — „Ja, namentlich wenn keine Herren da sind, da hat es ja gar keinen Zweck.“

Gingefendet.

Wie man erfährt, hat sich in Bötschach das vorjährige Elite-Kränzchen-Comité wieder zusammengethan, um heuer am 2. Februar ein Elite-Kostume-Kränzchen zu veranstalten. Die Teilnehmer des vorjährigen Elite-Kränzchens, welches in Folge des äußerst gelungenen Arrangements sehr viel Unterhaltung bot, können dem Comité nur dringend empfehlen, dieses Vorhaben auch durchzuführen und hoffen, bald die betreffenden Einladungen zu erhalten.

Farbige Seidenstoffe von 60 kr. bis

fl. 7.65 p. Meter — glatt und glanzfein (circa 2500 versch. Farben und Dessins) — verbindet roben- und stückweise porto- und zollfrei das Haber-Depot G. Henneberg (S. und R. Hoflieferant), Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 10 fr. Porto. 13

Ein Armband wurde gefunden.

Anfrage in der Administration dieses Blattes.

Nuss- und Lindenholzposten und Bretter

werden zu kaufen gesucht.

Offerte an Franz Pessler, Graz, Radetzkystrasse 12.

13-2

Allen ähnlichen Präparaten in jede Beziehung vorzuziehen, sind diese Pastillen frei von allen schädlichen Substanzen; mit großem Erfolge angewendet bei Krankheiten der Uebersorgane, Wechselfieber, Hautkrankheiten, Krankheiten des Gehirns, Frauenkrankheiten; sind leicht abführend, blutreinigend; kein Heilmittel ist günstiger und dabei völlig unschädlicher, um

Verstopfungen

zu bekämpfen, die gewisse Quelle der meisten Krankheiten. Der verzeckerten Form wegen werden selbst von Kindern gerne genommen. Diese Pillen sind durch ein sehr ehrenndes Zeugniß des Hofrathes Professors Pitha ausgezeichnet.

☞ Eine Schachtel. 15 Pillen enthaltend, kostet 15 kr.; eine Rolle, die 8 Schachteln, demnach 120 Pillen enthält, kostet nur 1 fl. 8. W.

Warnung! Jede Schachtel, auf der die Firma: Apotheke „Zum heiligen Leopold“ nicht steht, und auf der Rückseite unsere Schutzmarke nicht trägt, ist ein Falsificat, vor dessen Ankauf das Publicum gewarnt wird.

Es ist genau zu beachten, dass man nicht ein schlechtes, gar keinen Erfolg habendes, ja geradezu schädliches Präparat erhalte. Man verlange ausdrücklich: Neustein's Elisabeth-Pillen; diese sind auf dem Umschlage und der Gebrauchsanweisung mit nebenstehender Unterschrift versehen.

Haupt-Depôt in Wien: Apotheke „Zum heiligen Leopold“ des Ph. Neustein, Stadt, Ecke der Planken- und Spiegelgasse

Zu haben in Cilli bei den Herren: A. Marek, Apoth.; Kupferschmid. 994

Erste 33 a

Grazer Actien-Brauerei.

Bier in Patent-Literflaschen.

1 Liter Märzenbier 17 kr.
1 „ Bayrisch 20 „

franco ins Haus gestellt!!

Bestellungen ans Depôt-Bureau
CILLI, Sparcassa-Gebäude.

Technicum Mittweida
— Sachsen —

a) Maschinen-Ingenieur-Schule
b) Werkmeister-Schule.

— Vorunterricht frei. —

Apotheker Herbabny's

Alpenpflanzen-Extract:

„Neuroxylin“

tausendfach erprobt in
Civil- u. Militärspitälern
mit ausgezeichnetem
Erfolge angewendet
in den hart-
näckigsten
Fällen

von

Ischias,
nervösen
Schmerzen,
Gesichtschmerz,
Ohrenreissen, Mi-
gräne, Zahn-, Kreuz-
und Gelenkschmerzen
Krämpfen, Muskelschwäche,
Zittern, Steifheit. — Dient als
Einreibung u. wirkt rasch u. verlässlich.

Gicht und Rheuma,

Anerkennungs-Schreiben.

Herrn **Jul. Herbabny**, Apotheker, **Wien.**

Da das von Ihnen bezogene Neuroxylin schon Einige von Ihren Gichtleiden gänzlich befreit hat, so ersuchen mich die Leute immer wieder, dieses wirksame, Heilmittel für sie zu bestellen bitte daher wieder um sechs Flaschen stärkerer Sorte mit Nachnahme.

Steinberg, Post St. Paul (Unterkärnten), 28. April 1888.
Th. Hinteregger.

Ersuche mir von Ihrem werthvollen Neuroxylin stärkerer Sorte wieder fünf Flaschen mit Postnachnahme zu senden, da dieses Heilmittel vortrefliche Dienste leistet.

Wienbruck, 6. August 1888.

Joh. Diegruber, Hausbesitzer.

Uebersenden Sie mir gefälligst wieder zwölf Flaschen Neuroxylin stärkerer Sorte gegen Postnachnahme, indem dieses Mittel so ausgezeichnet wirkte, dass ich von vielen Anderen darum ersucht wurde. Ich möchte es jedem Gicht- und Rheumatismus-Leidenden dringend anrathen.

Oberstausen (Bayern), 7. Jänner 1888.

Marie Reeb, z. Z. bei Herrn J. Mohr.

Bitte mir von Ihrem ausgezeichnetem Neuroxylin je eine Flasche stärkerer und schwächerer Sorte per Postnachnahme zu schicken. Ich werde dieses ausgezeichnete Heilmittel auch anderen Leidenden bestens empfehlen.

Kremlitz (Ungarn), 12. October 1887.

Jos. Horvath, Arzt.

Ppreis: 1 Flasche (grün emball.) 1 fl., die stärkere sorte (rosa emball. gegen Gicht und Lähmungen) 1 fl. 20 kr. der Post 15 kr. mehr für Packung.

☞ Jede Flasche trägt als Zeichen der Echtheit die oben beigedruckte behördlich protokollierte Schutzmarke.

Central-Vereinsdepot für die Provinzen:

Wien, Apotheke „zur Barmherzigkeit“

des **J. Herbabny**, Neubau, Kärnthnerstrasse 73 u. 75

Depôts bei den Herren Apothekern: Cilli: J. Kupferschmid, Baumbach's Erben. Apotheke in Deutsch-Landsberg: H. Müller, Feldbach: J. König, Gonobitz: J. Pospischil, Graz: A. Nedved, Leibnitz: O. Rausheim, Marchegg: G. Bancahari, Pettau: E. Perbalk, V. Militon, Radkersburg: C. Andrieu Windschiffelböck: F. Link, Windischgraz: G. Kordik, Wolfsberg: A. Huth, Lienz: Gustav Grosswang. 985

Prämiirt:
Graz 1880.

Wegen weit vorgeschrittener Saison
werden

Prämiirt:
Cilli 1888.

Filzschuhe eigener Erzeugung

zu herabgesetzten Preisen verkauft.

Weiters mache ich auf die seit September l. J. hier eingeführten

„englischen Hüte,“ steif, von A. Jonessen & Comp. in London

aufmerksam. — Ferner empfehle ich alle Sorten, weiche wie steife Hüte zu den billigsten Preisen zur geneigten Abnahme:

Lamb. Chiba, Grazergasse 88.

1125—1

Männergesangverein „Liederkranz“.

Samstag den 12. Jänner 1889

wird
im Casinosaale
abgehalten.

IV. Mitglieder-Liedertafel

pro 1888

abgehalten.

Die Zwischenpausen werden durch Ausführungen der Cillier Musikvereins-Capelle angefüllt.

Anfang 8 Uhr. Entrée 50 kr.

Beitrittserklärungen als unterstützende Mitglieder nimmt Herr Anton Eichberger, Hausbesitzer und Schlossermeister, entgegen.

Herzogl. Braunsch. Landes-Lotterie

vom Staate genehmigt und garantirt.

Dieselbe besteht aus 100,000 Original-Loosen und 50,000 Gewinnen:

1	Haupttreffer eventuell	500,000
1	„	300,000
1	„	200,000
1	„	100,000
1	„	80,000
2	„	60,000
1	„	50,000
2	„	40,000
3	„	30,000
1	„	24,000
5	„	20,000
11	„	15,000
2	„	12,000
22	„	10,000
2	„	8,000
3	„	6,000
55	„	5,000
2	„	4,000
107	„	3,000
313	„	2,000
723	„	1,000

Reichsmark u. s. w.

welche in 6 Ziehungen verloost werden, und kostet ein ganzes Loos durch alle 6 Ziehungen 126 Mark.

Die erste Ziehung findet statt:

am 17. und 18. Januar 1889

zu welcher ich Original-Loose

Ganze	Halbe	Viertel	Achtel
10 Fl.	5 Fl.	2 Fl. 50 Xr.	1 Fl. 25 Xr.

gegen Einsendung des Betrages oder Postverschuss versende.

Jeder Spieler erhält die Gewinnlisten gratis.

Wilh. Basilius

Obernehmer der Braunsch. Landes-Lotterie in Braunschweig.

38—2

Im conc. Mädchen-Lehr- u. Erziehungs-Institut

„Hausenbüchl“

in Cilli

können mit Beginn des neuen Jahres externe, wie auch interne Zöglinge eintreten, oder auch der Schule entwachsene junge Damen am Unterrichte in einzelnen Gegenständen teilnehmen.

Preise billig. Erfolge erwiesen.

Neue Sparcassa, Mitteltract, II. St.

Zu vergeben sind:

3000 fl. gegen 5°.

wie sie auf ein Haus oder eine Realität am 1. Satz sicher gestellt werden können.

Anfrage in der Expedition dieses Blattes. 40-2

Gemischtwaaren-Handlung mit Tabak-Trafik

in einem industriellen Orte Kärntens, ohne Concurrenz, mit slovenischer und deutscher Kundschaft, ist, Familienverhältnisse wegen, zu verpachten oder billig zu verkaufen.

Näheres beim Eigenthümer **E. Stiegler** in **Liescha**. 39—3



Zwei schöne junge **Dachshunde** sind zu verkaufen. Aufz. Exp. d. Bl. 31 a

Ein Lehrjunge

mit guter Schulbildung wird in einem Gemischtwaaren-geschäft aufgenommen. — Anfrage in der Verwaltung des Blattes. 1128 6

Schönes

Buchenbrennholz

trockener Qualität, hat abzugeben die 87) a

Holzhandlung Walland.

JOHANN RAKUSCH

Cilli, Hauptplatz 104

BUCHDRUCKEREI

(gegründet 1763)

PAPIERHANDLUNG.

Verlag von Drucksorten. — Leihbibliothek.